

Claudia Emmert

Fragen, die sich nach einer Antwort stellen

Das Museum der Zukunft als transdisziplinäres Forum

Der rasante gesellschaftliche Wandel beschäftigt nicht nur die Politik und die Medien, sondern macht auch vor den Museen nicht halt. Weltweit finden seit Jahren Symposien und Gesprächsrunden darüber statt, wie Museen den Ansprüchen und Herausforderungen einer pluralistisch und digital gewordenen Gesellschaft gerecht werden können. 2018 machte CIMAM, das International Committee for Museums and Collections of Modern Art, auf einer Tagung in Stockholm *The Museum in Transition* zum Thema. Dort warb Daniel Birnbaum für „an open museum in a larger world“. In Mannheim definierte Ulrike Lorenz im Rahmen der Tagung *Das Museum der Zukunft. Bauen. Kuratieren. Teilen* die Kunsthalle als „Museum in Bewegung“ und „Stadt in der Stadt“ – um nur zwei Beispiele zu nennen.

Das Museum ist nicht nur ein Gebäude, das eine Sammlung beherbergt. Besonders die Kunstmuseen wandelten sich bereits in den 1960er-Jahren zu experimentellen Orten für Aktionen und Performances, zu interaktiven Environments, zu gesellschaftspolitischen Laboratorien. Kein Wunder also, dass sich die Kunstmuseen bei ihrem Blick nach vorn an diese Zeiten des Aufbruchs erinnern, um eine Neubestimmung ihrer Selbstverortung vorzunehmen.

Denn es geht heute um wesentlich mehr Fragen als früher: Mit welchen Inhalten und Diskursen stellen sich die Museen der Öffentlichkeit? Mit welchen Themen fordern sie ein regionales, nationales oder internationales Publikum heraus? Wie muss ein Diskurs in der heutigen Zeit geführt werden, um anschlussfähig an die neuen Generationen zu sein? Analog oder digital oder ist diese Unterscheidung schon längst obsolet? Wie findet der Diskurs seine größte Verbreitung? Auf Facebook, Twitter oder Instagram, in Blogs oder Newsrooms? Als Film oder Instastory? Und welche Bedeutung kommt den analogen Räumen zu? Wie können die Hallen des müßigen Schlenderns in Räume des (inter-)aktiven Verweilens verwandelt werden? Wie können Ausstellungen als Co-Working Spaces Bedeutung erlangen?

Peter Weibel hat für sein Ausstellungsprojekt „Open Codes“ im Zentrum für Kunst und Medien (ZKM) Karlsruhe eine radikale Antwort gefunden: keinen Eintritt, lange Öffnungszeiten. Getränke und Obst stehen in der Ausstellung ebenso kostenlos zur Verfügung wie W-LAN und Arbeitsplätze. Die Museumsgäste sind aufgefordert, sich den Ausstellungsraum individuell anzueignen, darin zu lesen, zu entspannen oder zu arbeiten. Partizipation und Inklusion, Teilhabe und auch Anteilnahme werden hier auf ganz neue Weise gedacht und gelebt.

In einer Zeit der ausufernden Gegenwart, die durch Informationsübermittlungen in Echtzeit, eine ständige Erreichbarkeit und permanente Präsenzforderung der sozialen Medien geprägt ist, ist das beherrschende Thema die Jetzt-Zeit. Dem versuchen die Museen auf ganz unterschiedliche Weise gerecht zu werden: Das Frankfurter Museum für Post und Telekommunikation hat die chronologische Erzählung aufgegeben und lässt die Museumsgäste zwischen vier Kernthemen frei im Museum „navigieren“: 1. Zeit als knappster Rohstoff, 2. Daten als wichtigster Rohstoff, 3. Vernetzung und 4. Teilhabe als Grundbedingungen des sozialen Lebens. Nicht die technischen Entwicklungen stehen im Fokus, sondern die gesellschaftlichen Folgen neuer Entwicklungen im Bereich Kommunikation und Medien sowie deren Auswirkungen auf den Alltag bis heute. Das LWL-Industriemuseum hat einen MINT-Spielplatz eingerichtet. Das Technische Museum in Wien hat neue Themen erarbeitet, darunter beispielsweise die tragbaren Technologien als Bedingung für das mobile Leben unserer Zeit. Das Deutsche Bergbau-Museum in Bochum entwickelt sich zu einem zukunftsorientierten Forschungszentrum für Georessourcen weiter, in München wurde das Deutsche Museum jüngst um ein Zentrum für neue Technologien erweitert und das Zeppelin Museum Friedrichshafen positioniert sich als Zwei-Sparten-Haus

mit transdisziplinären Ausstellungen zu gesellschaftspolitischen Themen an der Schnittstelle von Technik und Kunst (Abb., S 177).

Ausstellungen umzusetzen ist nach wie vor eine der zentralen Aufgaben von Museen. Doch es geht nicht nur um die einzelne Ausstellung. Ein ganzes Programm muss aufgestellt und orchestriert werden. Im besten Fall baut eine Ausstellung auf der vorherigen auf. Innerhalb einer Ausstellung müssen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Exponaten aus verschiedenen Zeiten und Herkünften sichtbar gemacht werden, zwischen Disziplinen und Kulturen, zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Dorothea von Hantelmann stellt die Frage,

wie die Dualismen, auf denen die moderne Ordnung beruht – Gesellschaft und Natur, Geist und Materie, Theorie und Praxis – überwunden werden können; wie alles, was getrennt wurde – Natur von Kultur, Produkt von Prozess, Individuum von gesellschaftlichen Verbindungen, Rationalität von anderen Arten von Wissen und Bewusstsein, und ähnliches mehr –, wieder verbunden werden kann. Das Ziel ist es nun, in Modalitäten von Verbindung und Wechselwirkungen zu denken anstatt in Modalitäten von Trennung und weiterer Liberalisierung.¹

Was die unterschiedlichen Häuser auf jeweils eigene Weise zu lösen versuchen, wurzelt in der grundlegenden Veränderung unserer Wissensgesellschaft. Die Welt wandelt sich immer schneller und mit ihr unsere Wahrnehmung, unser Sehen und Hören, unser Denken und Empfinden. Immer bedeutender werden transdisziplinäre Bezüge zwischen Kunst, Tanz, Musik, Film, Literatur, Architektur, Design. Aber auch die Entwicklungen in Technik und Wissenschaft werden zunehmend relevant für die Kunst und Kultur der Gegenwart. Weitere Herausforderungen bringt die Globalisierung mit sich. Die Impulse aus verschiedenen Kontinenten der Welt waren und sind für die Weiterentwicklung der europäischen Kultur von zentraler Bedeutung. Deshalb muss die eurozentrische Perspektive in einem globalen Kontext relativiert werden.

Möglich ist dies beispielsweise durch die veränderte Kommunikationsform. Die Vorstellung von einem Museum als „begehbarem Lexikon“ ist

1 Hantelmann, Dorothea von: Auf dem Weg zu einem neuen Ritual. Der individualisierte Ereignisraum. In: Immersion. Magazin. Hrsg. Berliner Festspiele 2 (2018), S. 16–19; hier: S. 19. URL: <https://www.berlinerfestspiele.de/de/immersion/reihe/publikationen/start.html> (gesehen 25.7.2019).



Abb.: Zeppelin Museum Friedrichshafen; Ansicht der *Ausstellung Game of Drones. Von unbemannten Flugobjekten* mit der Museumsdrohne Claire © Zeppelin Museum Friedrichshafen, Foto: Markus Tretter, 2019

längst überholt. Wenn das Museum als ein Ort etabliert werden soll, an dem man das Fremde verstehen und akzeptieren lernt, sollten nicht Antworten im Vordergrund stehen, die auf Fragen folgen. Sondern vielmehr die Fragen, die sich nach einer Antwort stellen. Nur so kann es gelingen, das Museum zu einer „Schule der Demokratie“ weiterzuentwickeln und die Museumsgäste als Dialogpartner, Dialogpartnerinnen auf Augenhöhe anzusprechen. Eine Folge daraus ist, dass die Häuser die Möglichkeit zur Distanzierung, beispielsweise von Inhalten und Exponaten, um die Möglichkeit zur Nähe und damit verbunden zur Aneignung erweitern müssen. Besonders im Hinblick auf diesen Aspekt haben sich die Museen in den letzten Jahren stark verändert. Sie entwickelten sich von einem Tempel, in dem die Hochkultur gefeiert wurde, über den kühlen White Cube als intellektuellem Distanz- und Denkraum zum Möglichkeitsraum, zum Handlungs- und Diskursraum, zum Forum, zum Ort der Beteiligung. Eine Arena für Dialoge und Konfrontationen – auch der verschiedenen Disziplinen.

Wie können also Museen angesichts dieser Herausforderungen in die Lage versetzt werden, auch künftig einen relevanten Beitrag für unsere Gesellschaft zu leisten?

1: Den Diskurs mit den Vertretern der Politik ändern.

Wir erleben seit Jahrzehnten, dass viele Institutionen unter dem Druck einer Art „Einschaltquote“ stehen. Die Politik fordert, dass Jahr für Jahr die Besuchszahlen nach oben steigen, denn die Eintrittsgelder sind eine wesentliche Einnahmequelle, die die Kosten rechtfertigen müssen. Häufig geht es in den Gesprächen mit der Politik daher allein um den „Zuschuss pro Besuch“.

Wenn aber Museen zu Foren werden sollen, wenn Schwellen und Ängste abgebaut werden sollen, dann muss das Museum zumindest in Teilen frei zugänglich sein. Es muss die Möglichkeit geben, partiell auf Eintrittsgelder zu verzichten, die Öffnungszeiten zu erweitern und Aneignungsräume anzubieten, in denen Partizipation möglich ist. Wir müssen daher andere Diskurse mit den Vertretern der Politik initiieren, um Freiräume für Experimente zu haben, denn Museen sind nicht nur Bildungseinrichtungen und Stätten, die das Wissen Aller verwalten. Sie sind auch wichtige Instrumente der Teilhabe, um die Gesellschaft in einem permanenten Diskurs immer wieder neu befragen und somit Zugang und Verständnis für Vergangenes und Neues zu schaffen.

2: Den Diskurs mit den Menschen ändern.

Wir senden, die Museumsgäste empfangen. Und wer nicht so gut empfangen kann, bei dem helfen wir mit Vermittlung nach. Ein Rückkopplungskanal? Bestenfalls im Gästebuch. So schön einfach war das einmal. Doch diese Welt ist von gestern.

Im interaktiven Zeitalter erwarten die Museumsgäste den Dialog auf Augenhöhe. Alle Interessierten möchten die eigenen Erfahrungen, das eigene Wissen, und die eigenen Wünsche, Bewertungen und Einschätzungen einspeisen können. Dabei erheben sie den Anspruch, dass das Eingespeiste weiterverarbeitet und wieder zurückgespiegelt wird. Ein wesentliches Kriterium ist die Zugänglichkeit: Das Radio überlebt nur noch als Podcast, das Fernsehen als Mediathek. Wie steht es um die Museen? Auch sie benötigen neue,

individuell nutzbare Formate, neue Kommunikations- und Austauschplattformen. Dazu müssen neue Räume geschaffen werden. Das Museum der Zukunft muss also nicht nur strukturell und digital, sondern auch architektonisch neu organisiert werden.

3: Die Präsentationsformate ändern.

Noch vor zehn Jahren bedeutete der Besuch einer Barockausstellung, um ein beliebiges Beispiel zu nennen, das Eintauchen in eine andere, in sich abgeschlossene Zeit. Heute wird man in einer solchen Ausstellung vorwiegend das Zeitgenössische suchen, den Anschluss an die Lebenswelt und die Bildersprache der Gegenwart. Wir wollen unsere Verwandtschaft mit dieser Zeit entdecken, ihre Modernität, ihr innovatives Potenzial. Dies hat zur Folge, dass wir die distanzierte Betrachtung um Möglichkeiten der Aneignung und Anteilnahme erweitern müssen. Digital und analog. Immersion ist hier ein viel- und vielleicht auch abgenutzter Begriff. Doch mit ihm formuliert sich ein zentrales Bedürfnis unserer Gesellschaft. Die sich daraus ergebenden neuen Erfahrungsräume müssen auch von den Museen besetzt werden.

Wenn sich also ICOM über die „untere Grenze der Museumsdefinition“ Gedanken macht, werden auch hier neue Anforderungen an Kommunikation, an Zugänglichkeit, an Ausstellungsformate und an architektonische Voraussetzungen von Bedeutung sein. Vielleicht stehen wir gerade vor der Herausforderung, das Museum der Zukunft disruptiv neu zu denken.